

Höllenfahrt

Houellebecqs Mutter rächt sich

In Interviews hatte der Schriftsteller Michel Houellebecq seine Mutter für tot erklärt, und in seinem Roman „Elementarteilchen“ gibt es eine Stelle, in der er lustvoll den qualvollen Tod einer hältlosen Alt-Achtundsechzigerin beschreibt, in der man sehr wohl seine eigene Mutter erkennen sollte. Doch Madame Houellebecq lebt; am Vorabend des Himmelstags hat sie einen Verleger in der Öffentlichkeit auferstehen lassen. Sie heißt Lucie Ceccaldi, ist 83 Jahre alt, war Kommunistin und möchte ihrem Sohn „am liebsten eins in die Fresse hauen“. Der „Nouvel Observateur“ hat an gestrigen Donnerstag Auszüge aus einem Buch veröffentlicht, in dem sie mit Houellebecq abrechnet. „L'Innocente“ (Die Unschuldige) lautet der Titel; es erscheint am 7. Mai in den Editions Scali. Die Romane ihres Sohnes hält Lucie Ceccaldi für schlecht geschrieben, „ihr Erfolg bezeugt die Dürftigkeit der zeitgenössischen Literatur“. Den Autor Houellebecq bezichtigt sie der Lüge und der Verleumdung: „Wir können wieder miteinander reden, wenn er sich öffentlich bei mir entschuldigt.“ J.A.

Himmlisches

Das Rheingau Musikfestival

Die Region Rheingau ist auch in diesem Jahr wieder Schauplatz für das nach ihr benannte Festival. Zwischen dem 28. Juni und dem 31. August finden hier an fast fünfzig verschiedenen Spielstätten wie dem Kloster Eberbach, dem Schloss Johannisberg und dem Kurhaus Wiesbaden insgesamt 154 Konzerte statt. Ein Themenschwerpunkt wird bereits ein Jahr vor dem zweihundertsten Geburtstag Joseph Haydns das Frühwerk des Komponisten sein. Die „Pariser Sinfonien“ werden frühen Streichquartetten Haydns gegenübergestellt. In der Konzertreihe „Das himmlische Leben“ spürt das Rheingau Festival musikalischen Himmelsphänomenen nach. Motto gebend ist dabei der vierte Satz aus Gustav Mahlers vierter Sinfonie, mit der das Festival eröffnet wird. Das hr-Sinfonieorchester spielt unter seinem Chefdirigenten Paavo Järvi. Solistin ist die Sopranistin Genia Kühmeier. Neben Jessye Norman, Gidon Kremer, Jean-Yves Thibaudet, Baiba Skride, Sol Gabetta, Maurice Steger, Alfred Brendel und John McLaughlin sind weitere herausragende Solisten zu Gast. Seinen Abschluss findet das Festival mit Franz Schuberts Messe in As-Dur und dem „Gesang der Geister über den Wassern“ unter Helmuth Rilling. amue

Bücher auf der Burg

Neue Bibliothek auf Burg Ziesar

Brandenburg hat eine neue Attraktion: Auf der Burg Ziesar sind nun nach vielen Umbaujahren die Bibliothek des ehemaligen Sprachenkonvikts der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg/Schlesische Oberlausitz und die Amtsbibliothek wieder zugänglich. An der Forschungsbibliothek des Sprachenkonvikts wurden zu DDR-Zeiten Theologen ausgebildet. Der prächtig sanierte historische Stadtkern der alten Residenz der Bischöfe von Brandenburg, die rekonstruierte Burg mit ihrer gotischen Kapelle und dem Museum und die neue Bibliothek sollen Ziesar wieder zu einem Ort brandenburgischer Kirchen- und Kulturgeschichte machen. Die mittelalterliche Burg gehört zu den bedeutendsten sakralen Baudenkmalen Brandenburgs; das Museum zeigt in der Dauerausstellung „Wege in die Himmelsstadt“ die Christianisierung und Herrschaftsbildung im Mittelalter. Rh

Ende gut?

Gütersloh baut neues Theater

Die Stadt Gütersloh bekommt ein neues Theater. Dafür hat sich auch der Rat der Stadt mit großer Mehrheit ausgesprochen. Basis für die Entscheidung waren die Ergebnisse der Ausschreibung, die sich auf 21,75 Millionen Euro belaufen. Das Haus wird 530 Plätze haben und soll Ende 2009 eröffnet werden: Als Kubus mit einer transparenten Glasfront zur Barkeystraße hin präsentiert sich der Bau selbst als Bühne, die auch das Umfeld mit einzieht. Der Hamburger Architekt Jörg Friedrich hat das Konzept eines „vertikalen Theaters“ entwickelt, das flexible Nutzungsmöglichkeiten auf relativ kleiner Grundfläche schafft. Gegen das Projekt war 2003 ein Bürgerentscheid erfolgreich. Die Stadt ließ daraufhin eine abgespeckte Version erarbeiten. „Das Theater wird der Kultur in unserer Stadt neue Impulse geben und sie nachhaltig beleben“, erklärte Bürgermeisterin Maria Unger. Es sei auch eine Investition in den Bildungsstandort Gütersloh, denn man bau es für Kinder und Kindeskinder. Gütersloh unterhält kein eigenes Ensemble oder Orchester, sondern einen Gastspielbetrieb, der bis 2003 in der Paul-Thöne-Halle stattfand und, als diese aus Sicherheitsgründen geschlossen wurde, in die Stadthalle verlegt wurde. Den Wettbewerb hatte Friedrich, der auch das Theater in Erfurt entwarf, bereits 1993 gewonnen. aro

FEUILLETON

Die Laudatio Verleihung des Ludwig-Börne-Preises an Alice Schwarzer

Warum ich in den Feminismus eingetreten bin

Männertrauma und Mannesglück: Nerven mit Niveau, das ist eine der Qualitäten von Alice Schwarzer / Von Harald Schmidt

An diesem Sonntag im deutschen Mai 2008 haben wir zwei Anlässe zur Freude: Alice Schwarzer erhält den Börne-Preis, und ich kann endlich einmal in der Paulskirche sprechen. Sie sehen: Hybris, Anmaßung und Größenwahn sollen heute ebenso zu ihrem Recht kommen wie Emmanzipation, Libertinage und Atheismus. Schließlich geht es um Ludwig Börne und Alice Schwarzer, um Heine, Goethe und Sartre, Simone de Beauvoir und den Weg des Feminismus vom Turban bis zum Kopftuch.

Wer ist Alice Schwarzer? Jeder kennt die Preisträgerin, die Ikone des Feminismus in Deutschland, Gründerin, Verlegerin und Chefredakteurin von „Emma“, der weltweit einzigen und unabhängigen feministischen Publikumszeitschrift, als Herausgeberin, Talkshow-Gastgeberin, Autorin, seit Jahrzehnten unermüdliche Streiterin für die Sache der Frau, wie Alice sie sieht.

Wer aber war Ludwig Börne? Nach den Maßstäben der Massenmedien – und ver-

ten Verschwiegenheit mitteilte –, da musste ich ihr in die Hand versprechen, dasjenige ihrer Bücher zu lesen, welches ihr mit am meisten am Herzen liegt: „Eine tödliche Liebe“, die Geschichte von Petra Kelly und Gerd Bastian. Ich habe mich gefragt: Warum ausgerechnet dieses Buch?

(Es scheint, als hätte Alice Schwarzer darin ihr Lebensthema dokumentiert: der gewaltbereite Mann und die wehrlose Frau; die Pazifistin Petra Kelly und der ehemalige, immer noch bewaffnete General Gerd Bastian, beide im Buch häufig „glühend“; zwei Idole der Friedensbewegung, deren gemeinsame Geschichte tragisch endet; Gerd Bastian hat die schlafende Petra Kelly erschossen und sich anschließend das Leben genommen. Petra Kelly, über die Alice Schwarzer schreibt: „Sie ist nicht das Kind von Eltern oder einer Mutter, sondern das einer Großmutter. In den Biographien von Rollenbrecherinnen (...) taucht diese Großeltern-Konstellation übrigens auffallend häufig auf.“ Auch in der Biographie von Alice Schwarzer.

mit kein Missverständnis aufkommt: Nicht jede, die nervt, hat auch die Qualitäten von Alice Schwarzer.

Für Börne, den Klotz auf den deutschen Keil, der es in seinen Pariser Briefen nicht an Grobheit hat fehlen lassen, war es unverzichtbar, sich bei der Erforschung der Wahrheit die Leidenschaft, den „Gaumen des Geistes“, zu bewahren. Nichts war bezeichnender für Börnes Art als die Verschmelzung von Kampf und Privatperson. Sein Leben wurde zugleich das privateste und das öffentlichste. Es gab keine Zweiteilung.

Börne führte einen lebenslangen Feldzug gegen Goethe, den Olympier, der heute wahrscheinlich auch schon vergessen wäre, läge sein Geburtshaus hier in Frankfurt nicht unmittelbar neben dem Volkstheater Liesl Christ. Für Börne war Goethe der „graue Star im deutschen Auge“, der sich bereits im „Werther“ ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geschrieben hatte. Solche Urteile erfrischen, sie sind geradezu programmatisch für Feuilletonis-

keit und Auseinandersetzung sorgte. Die Frauenbewegung der siebziger Jahre in Frankreich hieß auch: „Wir haben uns wie Böller amüsiert. Feste, Feste, Feste.“ Das musste den Repräsentantinnen der deutschen Basis erst noch vermittelt werden.

Alice Schwarzer kann heute als Beauvoirs Botschafterin in Deutschland gesehen werden, Botschafterin der Frau, deren Bücher vom Papst auf den Index gesetzt wurden und die wegen Verführung Minderjähriger aus dem Schulden entlassen wurde. 1973 interviewte Alice Schwarzer Sartre und die Beauvoir. Unsere Freunde von den People-Magazinen würden es heute vielleicht das ehrliche Doppelinterview nennen, denn sie sprachen über Geld, gräßliche Mutterliebe und den Rücken der anderen.

Auf diesem Rücken der anderen wurde oft ausgetragen, wenn Sartre oder Beauvoir sich neuen Partnern zuwandten. Man nahm sich dann, so Beauvoir „den Leuten gegenüber nicht sehr korrekt“. Auf die Frage von Alice Schwarzer, ob es im Leben

dem plastischen Objekt des Begehrns, das durch die Medien verbreitet wird.“

Nachdem also die Generation „Fünfzig plus“ gerade einen frechen Angriff der Jungen auf unsere Renten abgewehrt hat, droht uns jetzt ein neuer schmutziger Krieg: Rasierte gegen Unrasierte, Gewaschene gegen Ungewaschene. Was bisher nur eine arbeitsmarktpolitische Dimension hatte, bedeutet jetzt eine Erweiterung tiefer hinein ins Erotische. Moderne junge Frauen wehren sich gegen die Diktatur der Mode- und Hygieneindustrie, wer sich wäscht und rasiert, kriegt vielleicht einen Job, wird aber nie erfahren: „Sexualität ist Wahrheit“, so die Überschrift in unserem geliebten Sonntags-Feuilleton.

Liebe Freundinnen und Freunde, die deutsche Frau, die einmal so sauber war, dass man von ihr essen konnte, glaubt heute, dass es „vom echten Sex, dem Sex, der reicht und schmeckt und schmutzige Geräusche macht, nie genug geben kann“. Wem das zu theoretisch ist, der lese die Werke von Freud, das Rabelais-Buch von Michail Bachtin oder das Darwin-Buch von Winfried Menninghaus oder umgekehrt, er schaue mit Lessing auf Laokoon und überprüfe das Ganze hinterher bei Richard Sennett. Das ist das mindeste, was man zur theoretischen Unterförderung tun sollte, will man eine der zentralen Thesen des neuen Feminismus in ihrer ganzen Tiefe begreifen: „Wie ein Kindkopf rausgeht, geht auch ein Duschkopf rein.“

Oder Sie schauen einfach mit der Familie „Germany's Next Top Model“. Damit man halt weiß, was die Tochter so schaut. Pünktlich zum hundertsten Geburtstag von Simone de Beauvoir – also exakt einundsechzig Jahre nach deren erstem Orgasmus dank Nelson Algren, wie wir auch von Alice Schwarzer erfahren – spart sich Vati den Weg in die Münnkabine am Hauptbahnhof, denn er kann jetzt in aller Ruhe vor dem Fernseher minderjährige Mädchen in Unterwäsche über Zechenhöfe stöckeln sehen. Er sieht, wie sie sich lasziv im Kühlhaus räkeln, ohne dass er sich dabei vom heimischen Sofa entfernen muss.

Da hat es die „PorNO“-Kampagne von Alice Schwarzer natürlich nicht ganz einfach. Ja, Frauen wollen Pornos! Übrigens – wir Männer haben auch nie etwas anderes behauptet. Noch wollen sie Pornos eher als Zuschauerinnen, mit zunehmender Vereitelung der Mittelschicht aber auch immer häufiger vor der Kamera.

Wohin wir auch schauen, wir sehen nichts als unabhängige, selbstbestimmte Frauen, die sich mit Mitte dreißig noch immer Mädchen nennen. Wenn man die Interviewe dieser alten Mädchen liest, fällt auf, dass für sie Alice Schwarzer eine ähnliche Bedeutung hat wie Franz Beckenbauer für den Fußball: Wir werden nie vergessen, dass sie den Feminismus nach Deutschland geholt hat, aber aus dem Tagesgeschäft soll sie sich bitte raushalten.

Wenn dem so ist, dann sag mir, wo die Girlies sind. An der Spitze unserer Dax-Unternehmen jedenfalls nicht. In der gleichen Gehaltsklasse wie Männer auch nicht. Und was die berufstätigen Mütter betrifft, Chapeau, da ist unser Land auf einem guten Weg. Wer es sich leisten kann, organisiert Kinderbetreuung privat, alle anderen gebrauchen gern den Euphemismus Kindergarten für die Verwahranstalten, in denen häufig Burnout-Tanten Ende fünfzig seit vierzig Jahren „Die Reise nach Jerusalem“ spielen. In der einschlägigen Literatur wimmelt es nur so von Spitzjuristinnen, Ministerinnen und der Landesbischofin, die das Erfolgsmodell „berufstätige Mutter“ vorleben. Wir Männer wünschen uns beim Lesen nur, dass es dann und wann auch die alleinerziehende Kassiererin bei Lidl mit ihrer Philosophie in einen Absatz schafft.

Liebe Alice Schwarzer, unsere transatlantischen Partner kennen die schöne Formulierung „to be bigger than life“. Es gibt Sportler, die sind größer als ihr Sport – Muhammad Ali war so einer –, Schauspielerinnen, die größer sind als das Kino – Bette Davis zum Beispiel. Du, liebe Alice, bist größer als der Feminismus in Deutschland.

So wie es viele gab, die mal wegen Willy in die SPD gegangen sind, so bin ich deinetwegen rein in den Feminismus. Esther Vilar, Verona Feldbusch oder Sepp Maier: Sie alle pfosten deinen Weg! Das ist vielleicht etwas knapp zusammengefasst, aber ich berufe mich hier auf Börne, der über Heine geschrieben hat: „Es ist Heine ganz einerlei, ob er schreibt: Die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er wird immer nur das wählen, was in dem Satz, den er eben schreibt will, gerade einen besseren Tonfall macht.“

Alice Schwarzer hat als Autorin die Fähigkeit, die Fakten als Startrampe zu benutzen und sich dann hinaufzuhören zu lassen zum großen Flug um der gerechten Sache willen. Manchmal ist man als Leser nicht ganz sicher, wo sie landet, aber der Hitzeschild hält, auch wenn sich beim Wiedereintritt in die Welt der Erniedrigten und Beleidigten die eine oder andere Kachel löst. Nun aber genug der brillanten Metaphern aus dem Baumkasten für Gelegenheitsstilisten. Wir gratulieren mit den Worten Ludwig Börnes, geschrieben am Vorabend des Erscheinens der „Wage“: „Eines ist, was nützt: die Klarheit. Eines ist, was besteht: das Recht. Eines ist, was besagt: die Liebe.“

Es gibt nur einen Feminismus, sagt Alice Schwarzer. Das erinnert Harald Schmidt irgendwie an Rudi Völler. Preisträgerin und Laudator in der Paulskirche

Foto Wonge Bergmann



mutlich nicht nur nach diesen – ist Börne heute vergessen. In den gebildeten Ständen ruht man vielleicht noch: „War das nicht der mit Heine?“ Und wer sich das historisch nebulöse Gedächtnis von Zeitzeugen bewahrt hat, ist sich sicher: „Börne, der hat doch damals den Joschka in Turnschuhen vereidigt.“

Wer diese Beispiele für zu flapsig hält,

war bei der letzjährigen Preisverleihung an Henryk M. Broder nicht anwesend.

Denn im letzten Jahr wurde deutlich, dass in Sachen große Namen der Vergangenheit nicht nur Klarheit herrscht. Vor ei-

nem Jahr fiel an dieser Stelle auch durch den Laudator Helmut Markwort mehrfach der Name Ludwig Marcuse, Verfasser der gewissermaßen amtlichen Börne-Biographie. Ich aber, der damals unten im Volke saß, hörte es räunen: „Marcuse, Ludwig Marcuse ... heißt der nicht Herbert?“

Wer diese Beispiele für zu flapsig hält,

war bei der letzjährigen Preisverleihung an Henryk M. Broder nicht anwesend.

Denn im letzten Jahr wurde deutlich, dass in Sachen großen Namen der Vergangenheit nicht nur Klarheit herrscht. Vor ei-

nem Jahr fiel an dieser Stelle auch durch den Laudator Helmut Markwort mehrfach der Name Ludwig Marcuse, Verfasser der gewissermaßen amtlichen Börne-Biographie. Ich aber, der damals unten im Volke saß, hörte es räunen: „Marcuse, Ludwig Marcuse ... heißt der nicht Herbert?“

Auch wieder richtig. Denn ein Marcuse kommt selten allein. Herbert Marcuse allerdings war bestenfalls ein entfernter Verwandter von Ludwig Marcuse, der bekannte Sexologe Max Marcuse dagegen (1877 bis 1963) könnte ein Cousin von Herbert gewesen sein. Nachzulesen auf www.marcuse.org. Empfohlene Werke von Max Marcuse sind „Die Gefahren der sexuellen Abstinenz für die Gesundheit“ (Leipzig, 1910) sowie „Über die Fruchtbarkeit der christlich-jüdischen Mischlinge“ (1920). Letzteres vielleicht eine hübsche Hörbuchidee für Seriendarstellerinnen, die einmal raus wollen aus irgendeiner Schublade, in die man in Deutschland so schnell gesteckt wird.

Wer also war Ludwig Börne, geboren

als Juda Löw Baruch am 6. Mai 1786 in

Frankfurt am Main? Ein glänzender „Zeitschriftsteller“ (Börne), die „Niederkunft des Journalismus“ (Marcuse)? Oder ha-

ben die Experten recht, wenn sie sagen:

„Ludwig Börne schuf die Voraussetzun-

gen dafür, dass Marcel Reich-Ranicki endgültig das Feuilleton erfinden konnte?“

Als ich Alice Schwarzer vor wenigen

Monaten anrief, um ihr mitzuteilen, dass

sie die diesjährige Börne-Preisträgerin

sein würde – ich glaube, ich war der Fünf-

te, der ihr das unter dem Siegel der strengs-

ten, und wir können es Goethe gar nicht

noch genug anrechnen, dass er trotzdem

noch den einen oder anderen Text zu Pa-

pier gebracht hat.

Börne verübte Goethe weniger des-

sen literarische Übermacht als vielmehr

seine politische Gleichgültigkeit: „Nie hat

er ein armes Wörtchen für sein Volk ge-

sprochen, er, der, früher auf der Höhe sei-

nes Ruhmes unantastbar, später im ho-

hen Alter unverletzlich, hätte sagen dür-

fen, was kein anderer wagen durfte.“ Näh-

er bei den Menschen war Börne, der seine

Hand zur Reinigung ins Feuer halten

wollte, sollte sie ihm ein König drücken.

Im Gegensatz zu seinem zweiten großen

Gegner Heine, der erklärte, „dass ich,

wenn mir das Volk die Hand gedrückt, sie

nachher waschen werde.“ Das ist ziemlich

französischen Freundin Momente gege-

ben habe, in denen sie bedauerte, kein

Kind zu haben, antwortete die Tochter aus